

Early Journal Content on JSTOR, Free to Anyone in the World

This article is one of nearly 500,000 scholarly works digitized and made freely available to everyone in the world by JSTOR.

Known as the Early Journal Content, this set of works include research articles, news, letters, and other writings published in more than 200 of the oldest leading academic journals. The works date from the mid-seventeenth to the early twentieth centuries.

We encourage people to read and share the Early Journal Content openly and to tell others that this resource exists. People may post this content online or redistribute in any way for non-commercial purposes.

Read more about Early Journal Content at http://about.jstor.org/participate-jstor/individuals/early-journal-content.

JSTOR is a digital library of academic journals, books, and primary source objects. JSTOR helps people discover, use, and build upon a wide range of content through a powerful research and teaching platform, and preserves this content for future generations. JSTOR is part of ITHAKA, a not-for-profit organization that also includes Ithaka S+R and Portico. For more information about JSTOR, please contact support@jstor.org.

Zur gesetzgebenden Grammatik.

(Für die Pädagogischen Monatshefte.)

Von Dr. Edwin C. Roedder, Assistant Professor of German Philology, University of Wisconsin.

(Schluss.)

Sehr böse ist Wustmann auf den Apostroph zur Bezeichnung des Genitivs in Ausdrücken wie Voss' Luise — Brockhaus' Lexikon; er nennt ihn hier lächerlich, weil er nicht auszusprechen sei. Ist dem aber wirklich so? Sprechen hier nicht sehr viele Deutschen eben ein gelängtes s, das dem doppelten s in den romanischen und skandinavischen Sprachen entspricht, und bei dem der Laut gewissermassen in zwei Hälften, mit einer leichten Druckgrenze in der Mitte hörbar wird? Das Alemannische bietet hiezu eine Parallele mit seinem gelängten n, wenn für „in den Hof" in Hof gesagt wird. Ebenso ist es ganz leicht, bei einem Genitiv wie Busch' das s hören zu lassen.

Für die Pluralbildung Herzöge galt natürlich nicht die Analogie Trog—Tröge, sondern etwa eine Bildung wie Bischöfe. Überhaupt ist es merkwürdig, die Analogiewirkung aus Reimspielereien herleiten zu wollen.

Bei Ort (S. 21) macht man wenigstens in Süddeutschland heute noch den Unterschied, dass der Ort=Platz den Plural Orte, das Ort=Dorf Oerter bildet.

Unrichtig ist auf S. 25 die Behauptung, die Adjektiva hätten in der schwachen Deklination, wie die Hauptwörter, nur die Endung en; im Nominativ des Singulars haben sie in allen Geschlechtern e.

Wenn bei deutlich bezeichnetem Genitiv eines Hauptwortes in der Einzahl das begleitende Adjektiv in die schwache Flexion übergetreten ist, wenn man also heute statt früheren „gutes Mutes" guten Mutes sagt,—eine Bildung, die Wustmann ausrotten möchte, weil „Sprachkundige" des 17. und 18. Jahrhunderts dagegen ankämpften,—so ist das die letzte Konsequenz des Obsiegens eines formalen Prinzips, wo früher ein wortbildendes gegolten hatte. Heute steht hier die schwache Flexion durchgängig, wenn der Genitiv durch ein vorausgehendes Bestimmungswort oder ein nachfolgendes Hauptwort kenntlich gemacht ist; sonst die starke; also muss man sagen grosses (nicht grossen) Helden, da die schwache Form Akkusativ der Einzahl oder Dativ der Mehrzahl sein könnte.

Falsch ist es wieder, wenn auf S. 31 gesagt wird, die schwache Form des Adjektivs sei endgültig durchgedrungen hinter den besitzanzeigenden Adjektiven. Es heisst doch mein lieber Freund, unser jüngstes Kind. Die schwache Form steht nur nach flektiertem Possessiv. Nicht ganz dem Sachverhalt entspricht die Darstellung, dass im Nominativ und Akkusativ des Plurals nach viele, manche, einige u. s. w. starkes Adjektiv stehe; süddeutsch heisst es: viele jungen Leute, manche bittern Erfahrungen. Dass es keinem Zweifel unterliegen soll, dass nach dekliniertem Zahlwort (zweier, dreier) das starke Adjektiv (zweier grosser Völker) den Vorzug verdiene, steht in direktem Widerspruch mit Wustmanns Erklärung, dass die schwache Form vorzuziehen sei, wenn das vorausgehende (flektierte) Wort eine bestimmte Menge bezeichne; sind zwei Völker nicht eben so gut eine bestimmte Menge als alle Völker?

Reste der schwachen Form substantivierter Adjektive und Partizipien finden sich noch viel zahlreicher als auf Seite 32 in Zusammensetzungen wie Gelehrtenversammlung, Beamtenwahl.

Sehr viel milder als in der ersten Auflage ist die Ausdrucksweise in den Abschnitten lieben Freunde oder liebe Freunde? und Wir Deutsche oder wir Deutschen? Falsch ist es im letztgenannten, dass der Singular die starke Form verlange; wir sagen wohl ich Armer (männlich) und ich Arme, mich Arme (weiblich), aber sonst schwach mir Armen (männlich und weiblich), mich Armen (männlich). Im Nominativ musste die starke Form eintreten, als durch das Zusammenbrechen der Vollvokalendungen in spätalthochdeutscher Zeit der Unterschied im Geschlecht verwischt zu werden drohte.

„Ein Verein von Künstlern; erst durch das von entsteht ein erkennbarer Genitiv (S. 38). — .... ein auf irgend eine Weise erkennbar gemachter Genitiv (eine Menge von Menschen) .... der abhängige Genitiv von Menschen (S. 95)." In all diesen Fällen handelt es sich natürlich nicht um einen Genitiv. Gemeint ist, dass hier von mit dem Dativ dieselbe grammatische Beziehung ausdrückt wie sonst der Genitiv. Dass die genannte Verbindung ein Genitiv sei, ist eine schülerhafte Anschauung.

Eine Bildung wie grösstmöglichst (S. 42) ist allerdings nicht schön, weder wohllautend noch logisch. Solche Formen entspringen aber einem „sprachlichen Drange, der für eine gewisse Funktion das typische Zeichen auch da anzuwenden sucht, wo dasselbe bereits anderweitige Verkörperung erfahren hat."[26] So steht neben dem alten Komparativ fort die Weiterbildung fürder; so ist auch der Superlativ zu einzig zu erklären.

Die Genitivbildungen unserer, eurer, statt unser, euer, erscheinen in jeder Stilart; erinnern wir uns nur an Tells „Und Eurer, wahrlich, hätt' ich nicht gefehlt!" Die Formen sind nicht unlogischer als meiner, deiner, u. s. w. statt mein, dein, die selbst wieder analogisch zu unser, euer gebildet worden sind. Wir können hier einen vollständigen Kreislauf in der Analogiewirkung beobachten.

Die flektierten Formen jemandem, niemandem, jemanden, niemanden werden in absehbarer Zeit die unflektierten jemand, niemand verdrängen. Darüber sollte sich Wustmann doch eigentlich freuen; sind sie doch ein Zeichen, dass das Gefühl für die Flexion nicht im Schwinden ist. Tatsächlich erstarkt das Gefühl immer mehr; selbst die Verwendung des Genitivs, der dem Untergang in absehbarer Zeit geweiht schien, nimmt wieder zu.

Der Gebrauch von ein statt etwas in ein Schönes, ein Wunderbares, sollte dem höheren Stile vorbehalten sein; da aber besteht er zu Recht (vgl. „Bald werden sie ein Weiteres von mir hören." (Schillers Tell IV, 1). Ein ist hier gar nicht der unbestimmte, sondern ein Rest des vereinzelnden Artikels, wie er auch noch vorliegt in der Fügung „Das konnte ein Bismarck, aber kein Caprivi."

Wustmann verurteilt die Ordinalbildung hundertundeinte; warum, erfährt man nicht. Ist aber hundertunderste logischer? Dieses stimmt zum Englischen, die Neubildung zum Französischen; organisch sind beide Formen berechtigt.

---

[26] Vgl. Behaghel, Die Syntax des Heliand, Leipzig 1897, S. 11.

Komisch dürfte in manchen Teilen Deutschlands folgender Satz (S. 67) lauten: „Bei Pate unterscheidet man den Paten und die Pate, je nachdem ein Knabe oder ein Mädchen gemeint ist." Vielerorts kommt es auf das Geschlecht des Täuflings gar nicht an, und in Franken haben die meisten Kinder einen Paten und eine Pate.

S. 69 heisst es, für Zusammensetzung mit Femininen gebe es nur zwei Möglichkeiten, das Binde-e n und den verkürzten Stamm. Das schlösse Fälle wie Gänsefuss überhaupt aus; diese werden S. 73 gestreift. Dazu gehört auch das völlig richtig gebildete Blütezeit, das Wustmann in der Anmerkung für falsch erklärt; denn mittelhochdeutsch heisst es diu bluot, der blüete. Die Blütenzeit ist nicht die Zeit des Blühens einer einzelnen Blume oder irgend einer Erscheinung auf geistigem Gebiete, sondern die Zeit, da alle Blumen blühen.

München, das auf S. 83 als slavischer oder slavisch-deutscher Ortsname gilt, ist ein echt deutscher Dativ des Plurals.

Um seine Verurteilung von Fügungen wie „Die Anschauung ist eine völlig verkehrte" noch weiter zu begründen, hätte Wustmann (S. 90 ff.) auch auf das einfache Mittel hinweisen können, solche Sätze in den Plural umzusetzen; bleibt das Prädikat auch dann flektiert, dann ist die Fügung mit ein im Singular berechtigt; sonst ist sie zu verwerfen.

Dass in Sätzen wie „Sowohl Frankreich als auch Deutschland entwickeln sich sozialistisch" der Plural im Prädikat (S. 97) durchdringen wird, darf man als sicher annehmen. Man hat hier eben das Gefühl, dass die beiordnenden Fügewörter zusammen so viel heissen wie und.

Auf welcher als Relativ ist Wustmann besonders schlecht zu sprechen; er weist es ganz und gar der Papiersprache zu. Dies stimmt aber insofern nicht, als es auch mundartlich in Relativsätzen belegt ist. Bedingte Gnade lässt er walten, wenn es zur Einführung eines Relativsatzes dienen soll, der einem vorausgehenden Relativsatz untergeordnet ist. Eine solche Unterscheidung ist aber rein willkürlich. Berechtigt ist es ohne Zweifel, zwischen der und welcher zu wechseln. Eine nicht allgemein bekannte, auch von Wustmann nicht erwähnte Tatsache ist die Abneigung der Süddeutschen gegen welcher als unbestimmtes Fürwort. Ihnen klingt eine Satzfolge wie diese geradezu greulich: „Hast du Federn? ich brauche welche. — Ja, hier sind welche; nimm dir welche." Der Süddeutsche, der nicht „angepreusselt" ist, lässt in all diesen Fällen das welche einfach aus.

„Einer der schlimmsten Unfälle, der uns betroffen hat" (S. 126) ist zwar wieder unlogisch, aber psychologisch gerechtfertigt. Wer so sagt, denkt tatsächlich nur an das eine Ereignis. Weniger verzeihlich wäre „einer der schlimmsten Unfälle, der uns betreffen kann"; hier denken wir an die Zukunft und verschiedene Möglichkeiten. Interessant ist es übrigens, dass Macaulay, der besten englischen Stilisten einer, die Fügung unbedenklich verwendet. — In dem Satze „eine der grössten Schwierigkeiten für das Verständnis unserer Vorzeit, die meist gar nicht gewürdigt wird" bezieht sich das Relativ nur auf Vorzeit, nicht auf eine; hier ist zur Verdeutlichung das Einfügen von und zwar unerlässlich.

S. 131 Z. 9 v. u. lies weglassen statt weggelassen. Meines Wissens der einzige Druckfehler des ganzen Buches.

Warum soll trotzdem nicht Konjunktion sein dürfen, so gut wie indem, seitdem? Wer sind die „vielen," die das Bedürfnis nach einem Unterschied zwischen trotzdem und trotzdem dass noch fühlen

(S. 132)? Gebraucht man nicht auch seitdem als Konjunktion wie als Adverb?

Und warum sollen Bedingungssätze oder vielmehr warum soll das sehr oft eine Bedingung bezeichnende wenn (S. 133) nicht in adversativem Sinne verwendet werden? besonders wenn damit stilistische Feinheiten zu erzielen sind?

Im Nebensatz das Hilfszeitwort (haben und sein) zu unterdrücken (S. 134 ff.) sollte dem höheren Stile und vorab der Poesie vorbehalten sein; die aber dürfen auf dies Vorrecht bestehen. „Die Feuerwehr löschte die Flammen, nachdem sie beträchtlichen Schaden angerichtet," las ich neulich in einer Zeitung. Wer? darf man da fragen. Vielleicht die Feuerwehr selbst durch Unachtsamkeit und Ueberflutung der Zimmer? Wohin übrigens die leidige Angewohnheit führt, hinter jedem partizipähnlichen Worte nach einem ausgelassenen Hilfsverb zu schnüffeln, zeigt eine wahrhaft ungeheuerliche Erklärung von Schillers schönen Versen in der Huldigung der Künste: „Schnell knüpfen sich der Liebe zarte Bande; wo man beglückt, ist man im Vaterlande." In die zweite Person umgesetzt, heisst dies natürlich „wo du beglückst, bist du im Vaterlande." Und was hat ein Banause von Erklärer daraus gemacht? „Wo man beglückt ist, ist man im Vaterlande." Lateinisch, ubi bene, ibi patria. Kann man sich eine schändlichere Entweihung des Dichterwortes vorstellen?

„Das Belegen der Plätze, um sie Späterkommenden zu sichern, ist verboten," enthält nach Wustmann ein falsches um (S. 159). Weitere Aufklärung gibt er nicht. Soll man sagen zum Zweck, sie u. s. w.?

„In frühern Jahrhunderten war die Sprache unsers Volks so voll überquellenden Lebens ..... heute ist sie so tot und starr ..... (S. 179)." Kommentar überflüssig.

Unter einem Shakespearedrama (S. 190) sollte man sich allerdings ein Drama denken, das Shakespeare zum Helden, und keins, das ihn zum Verfasser hat. Zwischen Bismarckbeleidigungen und Beleidigungen Bismarcks gab es einmal einen tatsächlichen Unterschied. Wenigstens schrieb einst, ich glaube es war die Frankfurter Zeitung: „Das ist nun freilich keine Beleidigung Bismarcks, aber es ist eine Bismarckbeleidigung und darauf steht Strafe." Das Wort ist ganz offenbar als Gegenstück zu Majestätsbeleidigung gebildet.

Zu den Ausfällen Wustmanns gegen die adjektivische Verwendung von Adverbien auf weise vergleiche man die Darstellung bei Andresen,[27], dem man sicherlich im allgemeinen nicht den Vorwurf machen wird, gegen Neuerungen allzu nachgiebig zu sein.

Für das Englische gebricht es Wustmann an allem Verständnis. Dass er den jetzigen Einfluss des Englischen aufs Deutsche einzudämmen sucht, dafür wird ihm jeder Einsichtige dankbar sein, und nicht zum wenigsten die Deutsch-Amerikaner. Dazu bedarf es aber keiner Schmähungen gegen das Englische an sich.[28] Und dabei passiert es Wustmann, der sich doch beständig auf die lebendige Sprache beruft und den Buchstaben so scharf bekämpft, dass er bei den Wortzusammensetzungen einzig das Schriftbild berücksichtigt und so dem Englichen alle Wortzusammensetzungen abspricht. Dass aber Fire Insurance Company gerade so gut ein Wort ist als Feuerversicherungsgesellschaft, die Erkenntnis scheint ihm nie aufgedämmert zu sein.

---

[27] Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit, 7. Auflage, Leipzig, 1892, S. 243.

[28] Mit seinem Antisemitismus verschont uns der Verfasser in der neuen Auflage.

Zum Besten gehören die Abschnitte von 218-234. Zu dem, was über der erstere und der letztere gesagt ist, seien Kenner des Englischen wieder auf Macaulay verwiesen, der in einer Vergleichung der Königinnen Maria und Elisabeth in rund zwanzig Satzpaaren nacheinander seine Personen nie anders als Mary und Elizabeth nennt.

Die Verwechslung von mir und mich ist keine Berliner Eigenheit, sondern gehört dem ganzen niederdeutschen Sprachgebiet an, wo Dativ und Akkusativ sich lautlich zur selben Form entwickelt haben. Da über den Berliner Dialekt die irrigsten Vorstellungen verbreitet sind, verweise ich bei dieser Gelegenheit auf eine Darlegung davon, die während der letzten Monate 1903 in der Beilage der Münchener Allgemeinen Zeitung erschienen, mir aber in diesem Augenblick nicht zugänglich ist.

„Aus aller Herrn Ländern" (S. 242): Das doppelte ern erscheine unerträglich. Aber sagen nicht die meisten Deutschen Herren? Und wären denn auch bei der Aussprache Herrn die beiden ern in der Aussprache gleichartig?

Die Anführungszeichen vulgo Gänsefüsschen nennt Wustmann eine ähnlich unnütze Spielerei wie den Apostroph. Gewiss kann auch damit Missbrauch getrieben werden. Aber nötig sind sie doch; existierten sie noch nicht, so müsste man sie eigens erfinden. Sie erfüllen sogar einen moralischen Zweck; sie verhindern manchen geistigen Diebstahl; darum den Hut ab vor den Gänsefüsschen! Zweitens kann man sie zwar nicht direkt aussprechen, und doch sind sie uns auch beim lauten Lesen dienstbar, indem sie den Vorleser auf nötige Änderungen in der Stimmlage aufmerksam machen. Drittens sind sie ein sehr bequemes Unterscheidungsmittel beim stillen Lesen; und soll man denn darauf gar keine Rücksicht nehmen? Hat der Leser nicht auch das Recht, zu verlangen, dass man ihm seine Aufgabe so leicht als möglich mache, genau so gut wie der Hörer? Wenn ich also in einem Aufsatze schreibe; Schillers „Tell" ist sein letztes grosses Drama, und weiterhin: Schillers Tell ist ein andrer als der der Sage, ist da mit den Gänsefüsschen nicht mehr gewonnen als verloren? Einen Zweck, meint Wustmann, hätten sie nur da, wo man eine Stelle aus der Darstellung eines andern einflechte, oder wo man Wörter ironisch gebrauche, um sie lächerlich zu machen. Wieviel Selbstironie doch der Herr Wustmann haben muss, wenn er in seiner Vorrede den Titel seines Buches immer in Gänsefüsschen anführt! Doch der Sachverhalt ist anders. Er fühlt eben, dass zwischen Wustmanns „Sprachdummheiten" und Wustmanns Sprachdummheiten ein Unterschied besteht (oder doch bestehen sollte). Seine „Sprachdummheiten" sind das von ihm verfasste Büchlein mit besagtem Titel; seine Sprachdummheiten sind die Sprachdummheiten, die er selber macht. Wer sich die Mühe nehmen will, die beiden letzten Sätze laut zu lesen, wird eine Bestätigung des oben Gesagten über Wesensunterschiede zwischen mündlicher und schriftlicher Rede darin finden und auch merken, wieviel weiter die schriftliche Rede mit einem ganz einfachen Mittel kommen kann. Warum ihr also dieses verleidenwollen?

Wer grundsätzlich die Provinzialismen in Acht und Bann tut, sollte die seines eigenen Landstriches nicht als mundartliche Feinheiten verteidigen. Das tut Wustmann mit dem sächsisch-thüringischen aller vier Wochen, wo das Gemeindeutsche den Akkusativ verlangt. Die Feinheit hierin entzieht sich meiner Beobachtung. Der Ausdruck steht auf einer Stufe mit jeden Monat, jede Woche, jeden Sonntag, wo auch die

Sachsen den Akkusativ verwenden, der hier Wiederholung und nicht Zeitdauer bezeichnet. Beklagt sich jemand, er habe drei Wochen in einem öden Nest zubringen müssen, so frage ich ihn nicht mit Wustmann, ob er alle drei Wochen, sondern ob er die ganzen drei Wochen oder noch wahrscheinlicher die ganze Zeit da gewesen sei, und er kann mir getrost antworten, er habe alle drei Tage oder jeden dritten Tag einen Ausflug gemacht, und dabei den Zauber des partikularistischen distributiven Genitivs verschmerzen.

Sächsischer Provinzialismus ist auch die Mittwoch statt des Maskulins. Wie lange wohl hier noch das etymologische Gefühl gegenüber den sechs männlichen Wochentagen künstlich wach gehalten werden kann? Es würde nicht sonderlich befreunden, wenn Wustmann da auch den Provinzialismus ermachen in Schutz nähme.

Von den auf S. 262 gerügten Doppeladjektiven sind sozial-wirtschaftlich und sozial-ethisch wohl aus den Substantiven Sozialwirtschaft und Sozialethik entstanden, sollten daher in einem Worte geschrieben werden. An dieser Stelle wäre auch eine Anmerkung über Zusammenziehungen wie deutsch-französisch, blauschwarz am Platze gewesen.

Dass ein Wort so gut wie aussterben und doch in einer gewissen Kategorie sich erhalten kann, scheint Wustmann nicht zugestehen zu wollen; er verwirft denn als Komparativartikel auch in Sätzen wie Er war grösser als Staatsmann denn als Dichter und verlangt dafür als als. Mir ist diese Doppelung unerträglich; lieber noch verwendete ich eine weitläufige Umschreibung. Aber warum soll denn nicht sein Dasein weiter fristen?

Warnen mit verneintem Infinitiv scheint unter englischem Einfluss entstanden zu sein (S. 266).

Wörter wie Referent, Berichterstatter, Kläger werden wohl wie Eigennamen gefühlt; daher der Brauch, den Artikel wegzulassen (S. 268). In Fällen wie an Land, auf Deck haben wir es mit überlebenden Bildungen zu tun, in auf Wache, auf Festung mit analogen Neubildungen.

„Fräulein (sächlich) Doktor (männlich) Hedwig (weiblich). Dabei ist aber eigentlich gar nichts Verwunderliches. Die Verschrobenheit der Sprache ist ja nur das Abbild von der Verschrobenheit der Sache." So Wustmann auf S. 271. Wie viel schöner wars doch, als der Grossvater die Grossmutter nahm! Da wusste man nichts von Mamsell und Madam; und von Inhaberinnen des Doktortitels träumte man noch nicht einmal.

„Das Gymnasium geriet in einen innern Widerspruch hinein" ist entschieden ein Stilfehler, trotz Wustmanns Billigung auf S. 283.

Für und wider die sogenannte Inversion nach und ist schon so viel geschrieben worden, dass ein Wort darüber kaum der Mühe lohnt; ich halte es hier gerne mit Wustmann. Unter einem neuen Gesichtspunkte behandelt die Frage Behaghel in seinem Aufsatze „Die Herstellung der syntaktischen Ruhelage im Deutschen."[29]

Die Stellung hinter der Präposition wäre hässlich bei allen Adverbien, die den Adjektivbegriff einschränken, herabsetzen u. s. w. (S. 310). Also darf man auch nicht sagen: er versuchte es mit kaum genügenden Mitteln, er sprengte die Tür in fast (beinahe)

[29] Indogermanische Forschungen. XIV. S. 438-59.

wahnsinnigem Zorn? Was wird aus dem Inhalt der Sätze bei der Vorstellung des Adverbs?

Dass die Einzahl Hose für fein gilt, wird die süddeutschen Bauern stolz machen, da sie den Plural gar nicht kennen. Auch das Wort Bein bedeutet im Volksmund nur Knochen, und der süddeutsche Bauer hat vielleicht seit Jahrhunderten keine Beine mehr, sondern nur noch Füsse. Aber nicht aus Vornehmtuerei.

Die Klasse von Wörtern, die sich am leichtesten und beständig verschiebt, ist die der modalen Hilfszeitwörter können, dürfen u. s. w. Jedes gute Wörterbuch auf historischer Grundlage gibt darüber reichhaltige Auskunft; ein Blick in die deutschen Klassiker lehrt, welche Wandlungen hier schon ein Jahrhundert erzeugt hat. Nicht anders ists im Englischen. Für Wustmann ist das alles ohne jeden Belang, Sprachdummheit, nichts weiter.

Wenn bei Zeitwörtern mit übertragner Bedeutung hin durch her vollständig verdrängt worden ist (S. 343), was soll dann die Verurteilung von reinfallen (S. 342)?

Von einem neu aufkommenden Worte fordert Wustmann, „das es regelrecht, gesetzmässig gebildet sei, und dass es mit einleuchtender Deutlichkeit wirklich das ausdrücke, was es auszudrücken vorgibt (S. 350)." Diese zweite Forderung stellt an die Neubildungen zu hohe Ansprüche; auch überschätzt sie die Stärke des etymologischen Bewusstseins. Eigentlich sollte man von einem neuen Worte auch nicht mehr verlangen als von einem alten; wieviele Wörter für Gegenstände und Verrichtungen des täglichen Lebens, Dinge, die allen gemeinsam sind, wie viele entsprechen denn tatsächlich der Forderung einleuchtender Deutlichkit? Wie viele bezeichnen denn auch nur einigermassen die Beziehung, die sich uns bei der Analyse zuerst aufdrängt? Les mots ne signifient naturellement, mais à plaisir, sagt Rabelais. Will sagen, die Bedeutung wohnt ihnen nicht von Natur inne, sondern stützt sich auf menschliches Übereinkommen. Wenn einmal ein Wort für eine Sache ins Leben getreten ist, so gleicht es sich sehr schnell dem bezeichneten Objekte an.[30] Allerdings werden alljährlich eine Unzahl neuer Wörter gebildet, die es nur zu einer Eintagsfliegenexistenz bringen. Die wirksamsten schöpferischen Kräfte hierbei sind die sich stetig steigernde Hast des modernen Lebens, die uns zu keinem ruhigen Suchen nach entsprechenden Ausdrucksmitteln im vorhandenen Wortschatze kommen lässt, und die eitle Sucht, mit noch nie dagewesenem zu prunken. Mit den meisten derartigen Bildungen macht die Sprache kurzen Prozess; auch auf geistigem Gebiete, nicht minder als auf physichem, gilt der Satz vom Überleben der Tauglichsten. Hierin kann man ruhig die Sprache sich selbst überlassen. Doch selbst angenommen, neunzig Prozent aller Neubildungen erwiesen sich als nicht lebensfähig, so darf uns der Rest mit der fieberhaften sprachschöpferischen Tätigkeit aussöhnen. Tatsächlich ist das Deutsche auf dem besten Wege, sich unter den heutigen Kultursprachen den reichsten Wortschatz zu erwerben, wenn es ihn nicht ohnehin schon besitzt.[31] Das kann uns Deutsche aber doch nur mit stolzer Freude erfüllen.

Erhält sich nun neben einem bereits bestehenden Worte eine Neubildung

---

[30] Vgl. hierzu die schönen Ausführungen über „gedankenlosen Wortgebrauch" bei K. O. Erdmann, Die Bedeutung des Wortes, Leipzig 1900.

[31] Man hat bereits Zehntausende von Wörtern gesammelt, die Muret-Sanders, das vollständigste deutsche Wörterbuch, nicht verzeichnet.

von annähernd demselben Begriffsinhalt, so geschieht das immer in der Weise, dass sich in sehr kurzer Zeit der Begriffsinhalt des einen oder des andern oder auch beider mehr oder minder verändert; oder eines der beiden entwikkelt einen gewissen Nebensinn; oder endlich sie decken sich zwar begrifflich, gehen aber im Stimmungsgehalt oder Gefühlswert auseinander.[32] So wird es sicherlich auch mit manchen der von Wustmann angefochtenen Neuschöpfungen gehen. Werdegang z. B. ist inhaltlich soviel wie Evolution und Entwickelung, und doch haftet ihm ein Etwas an, das es in eine höhere Gefühlssphäre rückt.

An Einzelheiten nur folgendes: Brauch ist nicht dasselbe wie Gepflogenheit; dieses ist subjektiv, Brauch aber ist es nicht. Was ist denn so Garstiges an Einakter? und wenn man ein Distichon einen Zweizeiler nennen will, warum nicht? Die Ausreise eines Schiffes ist nicht dasselbe wie Abreise, die auch die Heimreise sein kann; wenn man in Mitteldeutschland, wo der Unterschied zwischen stimmhaftem und stimmlosem s nicht deutlich gemacht wird, dabei an ausreissen denkt, so erinnert ja wohl die Abreise auch an abreissen.

Bei der Besprechung des Wortes bedeutsam kommt Wustmann auf den sinnvollen Wortgebrauch. Nun würde es ja den schriftstellernden Menschen zieren und davon zeugen, dass ihm Verstand ward, wenn er im innern Herzen spürte, was er so schreibt mit seiner Hand, — wollte er das aber bei jedem Worte tun, so könnte er ebensogut sich bei jeder Bewegung deren Zusammenhang mit der Tätigkeit aller Organe seines Körpers, bei jedem Schritte in einer Gesellschaft den Ursprung jeder Sitte, jedes Brauches klar machen wollen. Wie Erdmann[33] es treffend dargestellt hat, ist ein gut Teil gedankenloser Wortgebrauch zur kräftigen Sprachentwicklung sehr notwendig.

Der absolute Komparativ findet sich nicht nur bei besser, das auf S. 359 abgekanzelt wird, sondern auch sonst vielfach; ein älterer Herr ist jünger als ein alter Herr, und wenn ich längere Zeit an einem Orte war, so brauche ich nicht lange Zeit da gewesen zu sein; ein höherer Beamter in reiferem Alter; er ist ohne edlere Regungen. "Man empfindet den Komparativ als Ausdruck der Erhebung über ein gewisses nicht näher bezeichnetes Durchschnittsniveau, die in der Regel den durch den Positiv bezeichneten Punkt nicht ganz erreicht." [34] Süddeutsch gebraucht man ihn sogar adverbiell: "Das ist schon länger (ziemlich lange) her."

Unter einer Darstellung in grossen Zügen verstehe ich keine oberflächliche, sondern eine kurze, alles Wesentliche hervorhebende (S. 360). Dem Adjektiv grosszügig liegt offenbar der Zug ins Grosse, nach dem Grossen zugrunde.

Gut, aber etwas übertrieben ist der Abschnitt "haben und besitzen," S. 391 ff.

Die häufigen Umschreibungen eines einfachen Zeitwortes durch Verbin-

---

[32] Vgl. Erdmann, a. a. O., Kapitel vier. Dies liebenswürdige und geistvolle Büchlein sei jedem aufs wärmste empfohlen, der sich für die Sprache als Kunst interessiert.

[33] A. a. O., Kapitel sechs.

[34] Wilmanns, Deutsche Grammatik, zweite Abteilung, zweite Auflage, Strassburg 1900, § 333,3.

dungen von Hauptwort und Zeitwort (Wustmanns "Verbalsurrogate" S. 397ff.) erklärt Behaghel [35] aus der der mündlichen Rede entnommenen Neigung, den Schluss der Rede volltönender zu gestalten. Daher kommt heute zur Verlesung, was früher einfach verlesen wurde.

Unter den Verdeutschungen von Fremdwörtern verwirft Wustmann (S. 414) die, die keine Uebersetzungen, sondern Umschreibungen oder Begriffserklärungen seien, z. B. Schriftleiter für Redakteur. Allein ist die Begriffserklärung nicht das höchste Lob, das man einer Neubildung spenden kann? Abgesehen davon, dasz Redakteur ursprünglich auch nur einen Teil seines heutigen Begriffsinhaltes umfasste, braucht man der Verdeutschung dafür nur etwas Zeit zu gönnen, und sie wird schon denselben Begriffsumfang auszufüllen wissen wie ihr Vorgänger. Ein Deutscher, der das Wort Redakteur gar nicht kennt, würde im Handumdrehen ausfindig machen, was ein Schriftleiter ist, ebensoschnell als er sich über das Fremdwort Rats holen könnte. Das Beste über die ganze Frage hat wieder Erdmann im letzten Kapitel seines Buches geschrieben.

Die fife sisters und fife brothers auf S. 418 sollen doch jeweils wohl five sein; oder sind wirklich Querpfeifer damit gemeint? Zum Tingeltangel könnte das passen. — Der hannöverische Teegebäckfabrikant, der sein Fabrikat als den besten Buttercakes anpreist, Leibnitz heisst er, verdient eine strengere Rüge, als sie Wustmann ihm erteilt, für seine Engländerei und die scheussliche Sprachvergewaltigung. Der deutsche Reklamenmischmasch ist unbeschreiblich kläglich, voll wirklicher Sprachdummheiten. Die Sprachvermengung im Anzeigeteil deutsch-amerikanischer Blätter ist demgegenüber noch erträglich.

Wir sind am Ende unserer Betrachtung. Erfreulich ist dieselbe nicht gewesen. Der Umfang, der den Einwänden gegen Wustmanns Buch gegeben werden musste, — und an Einzelausstellungen hätte noch manches genannt werden können, — musste notwendigerweise viel grösser ausfallen als der auf die Anerkennung der Vorzüge verwendete Raum. Das ist einmal die traurige Pflicht der Kritik diesem Buche gegenüber. Ich fürchte, sie wird es immer bleiben. Niemand aber wird das Buch aus der Hand legen, ohne sich ehrlich gestehen zu müssen, dasz er daraus gelernt hat. Freilich nicht, wie man das Palladium unserer Muttersprache retten könnte, wenn ihm Gefahr drohte. An diese Gefahr glauben wir nicht. Im Gegenteil, das Deutsche geht einer grossartigen Zukunft entgegen. Aber der Eifer des Verfassers ist ansteckend; und dass es ihm ehrlich Ernst ist um seine Sache, wird auch der nicht verkennen, dem seine Kampfesweise nicht zusagt. Lassen wir auch dem Fleisse Wustmanns Gerechtigkeit widerfahren. Selbst im beständigen Widerspruch gegen ihn, achtlos darf die deutsche Sprachwissenschaft weder in der Gegenwart noch in der Zukunft an dem Buche vorbeigehen.

Zum Schlusse kann ich mirs nicht versagen, auf das baldige Erscheinen eines gross angelegten und durchgeführten Werkes hinzuweisen, an dem ich warmen persönlichen Anteil nehme, — Professor George O. Curmes "German as Spoken and Written Today," eine umfangreiche wissenschaftliche Grammatik der lebenden deutschen Sprache seit 1850, auf streng geschichtlicher Grundlage, die noch dieses Jahr im Verlag von Mac Millan & Co. erscheinen soll. Das Werk, die reife Frucht zwanzigjähriger treuester Hingabe und Aufopferung und eines unbeugsamen eisernen Fleisses, den kein Hindernis zu

[35] Die deutsche Sprache, S. 69.

schrecken vermochte, wird ein glänzendes Denkmal der germanistischen Wissenschaft sein, worauf die ganze sprachwissenschaftliche Welt stolz sein darf; und mit um so grösserer Genugtuung darf es uns erfüllen, dass eine solche Arbeit aus dem Studierzimmer eines amerikanischen Gelehrten hervorgegangen ist. Manche veralteten Anschauungen über die deutsche Sprache, die sich seit Adelung von Jahrzehnt zu Jahrzehnt weitergeschleppt haben, wird Professor Curmes Buch hinwegräumen; und ich wüsste von keiner Schulgrammatik, die nicht auf Grund dieses Werkes wird umgeschrieben werden müssen. Wieviel ich dem Buche, von dem es mir vergönnt war, einige Teile im Manuskript zu lesen, heute schon verdanke, vermag ich nicht zu berechnen. Nach seiner Vollendung aber wird jeder sein Schuldner sein, der schöpfen will am Borne der Erkenntnis der wunderbaren deutschen Sprache, wie sie sich offenbart in der lebendigen Gegenwart.

Berichte und Notizen.

I. Report of the Meeting of the Modern Language Association.

(Für die Pädagogischen Monatshefte.)

The Union meeting of the Modern Language Association of America and the Central Division of the Association held at the University of Michigan was a very successful one in representative attendance, work, and goodfellowship.

The address of welcome by President James B. Angell will always be remembered. President Angell gave reminiscences about the nature of the study of Modern Languages in this country and in Germany during his student days. He also reviewed the history of the Modern Language Departments at the University of Michigan and referred with kind and touching words to the tragic deaths of Professors Walter and Hench. Dr. Angell expressed the wish that the main emphasis should be placed on literary interpretation in the colleges of the country, rather than on philology. He also said that 'the students should be introduced to the riches and the spirit of the writings of the poets, and that the interrelation and the interdependence of literatures should be especially emphasized'.

One of the most pleasant events was the social gathering in the cozy and comfortable rooms of the University Club of Detroit. The Smoke Talk' of Professor Calvin Thomas was characteristic of the man and made all forget the daily work and the differences of opinion. Professor Victor Michels of Jena honored the association with a 'Bierrede' in which, among other things he expressed his surprise that such "Gemütlichkeit" was possible in this country.

The President's address by Professor George Hempl was especially timely, and, as is always the case when Professor Hempl speaks on his chosen subject, was a valuable contribution, based on independent observation and investigation. Among other things, he showed that the attitude assumed toward the mother tongue by the average teacher of English, as well as by the average person of education is wrong. Language is looked upon as something printed rather than as something spoken, whereas real speech is spoken. The language of books makes little